

Winfried Picard
Inselsorge



Die Handlung, alle handelnden Personen und Ereignisse sind frei erfunden.
Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wäre rein zufällig.
Für die Beschreibung örtlicher Gegebenheiten wurden Anleihen bei der
Insel Baltrum vorgenommen.



Der Autor

Dr. Winfried Picard (Jg. 1948) war bis 2019 als selbständiger Psychotherapeut tätig. Er ist verheiratet und Vater von drei erwachsenen Kindern und mehrfacher Großvater. Er lebt mit seiner Frau Christa in Wörpswede und widmet sich neben der Schriftstellerei der selbstversorgenden Landwirtschaft und dem Familienleben. Bisher sind von ihm erschienen: *Ein gutes Leben im Moor* (2018), *Die Liebe der Erde* (2018), *Blaubeersommer* (2020) und *Inseltherapie* (2022).

Titelabbildung: Winfried Picard

1. Auflage 2023

Copyright © Edition Falkenberg, Bremen
ISBN 978-3-95494-311-1
www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Winfried Picard

Insel Sorge

Wenn Leben Sinn macht

Edition Falkenberg

Für Christof und Thomas

I.

Sie hätte nicht »wahrscheinlich« sagen dürfen. Vielmehr hätte sie behaupten sollen, dass sie als Saisonkraft bereits verpflichtet worden sei. Ihre Arbeitgeberin im letzten Jahr würde das sicherlich bestätigen. Schließlich hatte sie Mila vorgeschlagen, wieder auf die Insel zu kommen, und im Gästehaus Telken zu arbeiten.

»Sie beziehen Arbeitslosenunterstützung, also müssen Sie sich auch um eine neue Anstellung bemühen.« Die korpulente Mitvierzigerin musterte Mila mit ungnädigem Blick aus grauen, wülstig umspeckten Augen und zeigte auf ihren Bildschirm. »Dieses Stellenangebot gilt ab sofort und kann auch temporär wahrgenommen werden. Sie können kurzfristig kündigen, falls Sie tatsächlich wieder auf Glysum arbeiten wollen.« Die Beraterin, laut Namensschild über der imposanten Brust eine »Frau Mayer«, hob die Augenbrauen. »Das Heim braucht dringend Pflegekräfte. Das können Sie für Ihre Zwecke nutzen.«

Mila verstand zwar nicht, was mit dem Wort temporär gemeint war. Aber der Name des Heims ließ sie sofort misstrauisch werden, denn es handelte sich um ihren früheren Arbeitgeber, ein Senioren- und Pflegeheim von angeblich besserem Ruf. Ihre Freundin Daryna, die dort arbeitete, hatte erzählt, dass die Leiterin zum Jahresende gekündigt worden war. Es soll im letzten Jahr einige Intrigen gegeben haben, die zu Engpässen im Personalbestand geführt hatten, was Mila nicht wunderte. Sie war selbst Opfer der miserablen Leitung gewesen.

»Das Heim kenne ich, da werde ich nicht arbeiten.«

Die Beraterin wechselte ihren Blick nur kurz zu Mila, um dann wieder auf den Monitor zu schauen. »Sie sind dort im letzten Jahr gekündigt worden.«

»Ja.«

»Die Leitung hat gewechselt, das dürfte Ihnen gefallen.«

»Ja, vielleicht. Ich überlege es mir.« Ein bisschen Entgegenkommen zu

zeigen, kann nicht schaden. Amtspersonen wollten Mila selten gut, und diese gehörte nicht zu den Schlimmsten.

Frau Mayer nahm wieder Blickkontakt auf, dieses Mal etwas länger. »Sie werden eines der Angebote aufgreifen müssen. Sonst wird es Einbußen bei der Unterstützung geben.«

»Ja, ich weiß.«

»Sie sind doch auch nicht krank, oder? Jedenfalls sehen sie kräftig und gesund aus.« Frau Meyer verzog ihren Mund.

»Nicht, dass ich von Krankheit weiß.« Was soll das, dachte Mila mit aufkommendem Ärger. Zwar bekam sie hin und wieder Andeutungen über ihre kompakte Figur und ihren runden, zu groß geratenen Kopf zu hören, insbesondere, wenn es um ihre Arbeitskraft oder Intelligenz ging, aber solche Unverschämtheit hatte Grenzen.

Die Beraterin legte ein defensives Lächeln auf. Offenbar war sie sich ihrer unpassenden Bemerkung bewusst. »Gut. Das wär's Frau Wiktorowna, dann hätten wir's«, sagte sie um einen freundlichen Ton bemüht und schielte zur Tür.

Die Geste war eindeutig, Mila erhob sich. Schon setzte das Räderwerk ihrer Gedanken ein: Wie sollte es weitergehen? Sie verließ grußlos den Raum.

Die Flure und Treppen der Agentur für Arbeit erschienen noch endloser als vor einem Jahr, als sie die Behörde wegen Arbeitsmöglichkeiten an der Küste aufgesucht hatte. Im Nachhinein würde sie nicht behaupten, das Richtige getan zu haben, jedenfalls nicht entschieden genug. Und was ist das Richtige jetzt, da sie unabwendbar die Fünfzig überschritten hatte und einen weiteren Schritt im Leben gehen musste? Zwei Monate lang hatte sie hin- und her überlegt. Daryna ließ nicht davon ab, sie vom Bleiben zu überzeugen. Mila habe eine Wohnung, in der es sich leben lasse, sagt sie immer wieder. Das wolle etwas heißen in Hamburg, wo tausende Menschen wegen der frustrierenden Suche nach einer Wohnung unglücklich seien. Ja, das stimmt. Genauso wie Darynas Behauptung, Mila würde jederzeit Arbeit finden. Und wenn sie nicht mehr in einem Heim arbeiten wollte, könnte sie sich ja in der ambulanten Pflege bewerben. Aber Mila wusste auch, ihre Freundin wollte sie nicht wieder ziehen lassen, zumal Darynas Beziehung

mit ihrem Freund in die Brüche zu gehen schien, zumindest sah es so aus. Er hatte immer weniger Zeit für sie, was die beiden Freundinnen noch enger zusammenschweißte.

Das Anrufsignal ertönte aus der Manteltasche. Mila war am Eingang des Gebäudes angelangt und zog das Handy hervor.

»Und? Wartest du noch oder bist du schon fertig?« Daryna klang gehetzt, sie war auf der Arbeit und hatte wohl wenig Zeit zum Telefonieren.

»Wie zu erwarten. Sie hat gedroht, und was das Beste ist, ich soll bei Euch wieder arbeiten.« Daryna lachte. »Habe ich dir ja gesagt, die suchen total hysterisch. Du, ich muss weiter, wir sehen uns. Tschüss.«

Mila steckte das Handy weg und trat in die feuchte Luft. Seit Tagen gingen Regenschauer über der Stadt nieder. Von Winterkälte, wie sie im Februar normal wäre, gab es keine Spur. Auch die Sonne kam nicht mehr zum Vorschein. Die Temperaturen waren viel zu mild. Selbst Mila, die sich von nassem Wetter kaum aus der Ruhe bringen ließ, fühlte sich genervt. Eilig strebte sie zur S-Bahn-Haltestelle.

Zuhause erwartete sie niemand. Seit Jahren erwartete sie niemand. Oder änderte sich das? In die Nachbarwohnung war eine junge Frau eingezogen, die sich als Selma vorgestellt hatte, und mit ihr ein Dreijähriger namens Josch. Selma hatte erklärt, sie dürfe mit ihrem Kind hier wohnen, bis der Besitzer, der eine Auszeit in Thailand genommen habe, zurückkehren würde. Das könnte lange dauern oder auch nicht. Das war Anfang Dezember gewesen, und kurz vor Weihnachten hatte Mila den Jungen tief in der Nacht fürchterlich husten gehört. Sie hatte an Selmas Tür geklingelt und ihr ein Husten stillendes Mittel angeboten. Dann war sie die ganze Nacht bei dem Kind geblieben, damit seine Mutter für ein paar Stunden die Augen zumachen konnte. Seither hatte sie öfters auf den kleinen Josch aufgepasst, wenn Selma Erledigungen machte. Ein Platz in einer Kindertagesstätte war deren hohes Ziel, damit sie in ihren Beruf zurückkehren konnte.

Im Briefkasten fand Mila einen gefalteten Zettel vor. Selma teilte darauf mit, ihr Vermieter wolle im April zurückkehren. Sie müsse deshalb wieder auf Wohnungssuche gehen. Ob Mila in den nächsten Tagen Zeit hätte, auf Josch aufzupassen. Kopfschüttelnd murmelte sie, »wie kann man nur so leben?« Im gleichen Moment dachte sie an die eigene Situation, die so

viel anders nicht war. Aber sie hatte wenigstens eine feste Bleibe, während ihre Nachbarin ständig fürchten musste, obdachlos zu werden. War es eines jener Zeichen, von denen Otschil, ihre geliebte Großmutter, behauptet hatte, man dürfe sie keinesfalls übersehen? Es stand außer Frage, Selma und ihr Kind wären fürs Erste gerettet, falls Mila wieder auf die Insel zum Arbeiten ginge und den beiden die Wohnung überlassen würde. Auf diese Weise könnte sie auch die Entscheidung hinausschieben, wie es mit ihrem Leben auf Dauer weiter gehen sollte.

Nachdem sie den Mantel aufgehängt, das Handy abgelegt und Kaffee- wasser aufgesetzt hatte, saß sie sinnierend am Küchentisch. Ach, Babuschka, beste Großmutter, dachte sie, du hast so vieles gewusst. Du hast gesehen, dass ich weg gehen musste, wenn ich dazu alt genug bin. Wie sollte es mir gut gehen, ohne dich, dort am Rand der Steppe, in Kasachstan? Du wusstest früh genug, dass ich keine gute Mutter hatte, und du hast mich zu dir genommen. Und nun? So, wie du mit den Geistern gesprochen hast, kann ich nicht und will ich auch nicht. Letzte Nacht habe ich von vielen Menschen geträumt. Ich kannte sie nicht. Alles war fremd, auch die Stadt und die Straßen. Ihre Gesichter waren halb bedeckt, mit Tüchern und Masken, wie die von klinischem Personal. Nur die Augen und die Stirn waren zu sehen. Ängstliche Augen überall. Was mag das bedeuten?

Das kochende Wasser rief Mila aus ihren Gedanken. Während sie es auf das Pulver im Filter goss, meldete sich das Telefonsignal. Die angezeigte Nummer bedeutete, der Anruf kam von der Insel. Aber Katrins Nummer war es nicht. Vorsichtig drückte sie die Taste, als könnte sie damit unangenehme Überraschungen verhindern. »Ja?«

»Alina hier. Moin. Ich hoffe du erinnerst dich an mich.«

»Ja, natürlich, das ist überraschend, aber ... schön, dass du anrufst.« Mila freute sich wirklich. Sie hatte Alina, die nach mehreren saisonalen Anstellungen auf der Insel Glysum hängen geblieben war, im letzten Sommer kennen gelernt. Nur wenig älter als Mila und ebenfalls ausgebildete Krankenschwester, lebte sie schon über zehn Jahre auf der Insel. Sie schien gut beschäftigt zu sein, mittlerweile hauptsächlich in der ambulanten Krankenpflege, aber nebenher immer noch in der Verwaltung und Versorgung von Gästewohnungen. Bevor Mila nach Saisonschluss in die Stadt zurückgekehrt war,

hatte Alina angeregt, sie könnte auch auf Glysum bleiben und in der Kranken- und Altenpflege mitarbeiten. Mila hatte das nicht ganz ernst genommen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass der Pflegebedarf der Insulaner sie ausreichend ernähren würde.

»Wie geht es dir?« Alina klang ehrlich interessiert.

Wie es ebenso geht, wollte Mila antworten. Sie mochte derlei Fragen nicht. »Ich weiß nicht ... Es ist schwierig, ich muss wieder arbeiten, sonst kürzen sie mir das Geld. Aber auf ein Heim habe ich keine Lust mehr. Und wie läuft es bei dir?«

»Ich habe genug Arbeit, mehr als genug.« Ein kleines Lachen war zu hören. Dann ist es ja gut, dachte Mila.

»Ich weiß nicht, ob du meine Kollegin kennst, Irene heißt sie?«

Mila verneinte. »Was ist mit ihr?«

»Sie hat sich den Fuß gebrochen, ein komplizierter Bruch. Das wird lange dauern, bis sie wieder ordentlich laufen kann.«

Darauf wusste Mila nichts zu sagen, ahnte allerdings, was kommen würde.

»Du könntest sie vertreten ...«

»Ach so.« Es passiert vieles auf ein Mal. Ist das schon wieder so ein Zeichen? Milas Herz begann heftig zu klopfen.

»Ich habe Herta Reemts, das ist die erste Vorsitzende vom Glysumer Pflegeverein, gesagt, dass du Pflegeerfahrung hast und gut Deutsch sprichst. Du kennst sie, glaube ich ...«

»Ein bisschen.« Der Name klang irgendwie bekannt. Vielleicht eine Freundin der Chefin, die bisweilen zu Besuch im Haus war.

»Also, die hat nichts dagegen, dass ich dich deswegen anspreche. Wenn du Interesse hast, sollst du sie anrufen, sagt sie.«

»Ja, danke. Ich überleg's mir.«

»Ja, tu das. Ich schicke dir die Telefonnummer übers Handy.«

»Okay«

»Ich würde mich freuen, wenn du wieder nach Glysum kommst.«

Das klang ehrlich, beruhigend für Milas Nerven. Irgendwie könnte alles ineinanderpassen. Alina wollte anscheinend die Unterhaltung fortsetzen. Was, fragte sie, würde Mila sonst machen, wenn sie keine Lust mehr auf

ihren Beruf hätte. Sie antwortete einsilbig, sie wisse es eben nicht. »Noch nicht!«, fügte sie die Stimme hebend an. Sie wollte nicht klein und unsicher wirken. Alina wünschte ihr alles Gute. Sie hoffe aber doch, schob sie nach, Mila würde den angebotenen Job annehmen.

Es dämmerte, als Daryna nach ihrer Schicht auf eine Tasse Tee vorbeischaute, um Neuigkeiten auszutauschen. Sie sah müde aus, das ließ sich trotz Nachschminkens nicht verbergen. Doch sie war nicht zum Klagen gekommen. Neugierig, ja erwartungsvoll fragte sie nach Verlauf und Ergebnis des Termins im »Amt für Arbeit«, wie sie mit ironischem Augenaufschlag formulierte. Mila berichtete nicht besonders ausführlich, um bald Alinas Anruf zu erwähnen. Das tat sie scheinbar wie nebenher, als handele es sich um eine alltägliche Angelegenheit, denn sie wollte ihre Freundin nicht erschrecken.

»Oh«, sagte die nur und schwieg betroffen. Für einen Moment starrte sie vor sich hin. »Das heißt, du willst doch wieder auf die Insel gehen.«

»Weiß ich nicht«, erwiderte Mila schnell und schüttelte den Kopf. Ihre angespannte Mimik spiegelte den inneren Konflikt um die anstehende Entscheidung. Eine Weile waren die Freundinnen im ratlosen Blickkontakt. Daryna richtete sich etwas auf und hielt beide Hände um ihre Tasse. »Ich würde mit dir in den ambulanten Dienst wechseln«, bot sie an. »Aber hier in Hamburg!« Sie nahm die Hände von der Tasse und umfasste ein Bündel ihrer dunklen Haare am Hinterkopf, als wollte sie einen Pferdeschwanz formen. Dann schüttelte sie die Haare über die Schulter zurück, eine Geste, die Mila gut kannte. Sie bezeugte Darynas Willen in einer anstehenden Angelegenheit. Mila zuckte hilflos mit den Schultern. »Ich weiß es eben nicht. Das Einzige, was mich hier hält, bist du.« Der Tränenpegel näherte sich ihren Augen. Warm legte sich Darynas Hand auf ihren Unterarm. Für eine Weile saßen sie schweigend beieinander.

»Okay, okay«, meinte schließlich Daryna um ein tapferes Lächeln bemüht. »Die Welt geht nicht unter. Wir müssen eben einander besuchen. Das wird schon gehen.« Dabei nickte sie, als wollte sie sich Mut machen, sich und ihrer Freundin.

* * *

Anfang März befinden sich wenige Urlaubsgäste auf Glysum. Die Herbst- und Winterzeit bis in die ersten Tage, die schon ein wenig nach Frühling schmecken, ist eine eigene Wirklichkeit. Die Insel ist zu sich zurückgekehrt und mit ihr die Bewohner des Eilandes. Sie werden zu Menschen, die ihre Ruhe genießen und unter sich bleiben dürfen. Oder sie suchen anderswo Abwechslung, zum Beispiel in Bergregionen, um Wintersport zu treiben. Andere fliegen der Sonne wegen in exotische Länder und auf ferne Inseln. Derweil nehmen Firmen vom Festland, die rechtzeitig beauftragt wurden, anfallende Reparaturen und Renovierungen vor. So kommen Handwerker und Arbeiter auf die Insel, meist schon vor Weihnachten. Auf den Pflasterwegen und Straßen sind sie anzutreffen, wenn sie mit Wippen, die sie am Hafen mitunter ungefragt entführen, Materialien und Geräte zur Arbeitsstätte transportieren. In der Tat scheinen die Bewohner ihre Insel dann an Fremde abzutreten. Sie selbst tauchen kaum auf, ob auf den Straßen oder in den wenigen Geschäften, die noch geöffnet sind. Die Weihnachtszeit verordnet allerdings ein kleines Intermezzo. Gäste können sich in Ferienwohnungen einmieten, und einige Geschäfte und Lokale haben geöffnet. Nach dem Neujahrsfest, wenn die Urlauber gleich einer überstandenen Fata Morgana verschwunden sind, atmen die Insulaner auf, denn nun fühlen sie sich erst richtig in Ruhe gelassen. Hier und dort mag zwar gehämmert und gesägt, vielleicht gebaggert, geschaufelt und ein neues Haus zusammengebaut oder aufgemauert werden. Die Handwerker sind aber keine erwartungsvollen Feriengäste, die bedient werden müssen. Ein Schlafplatz und eine Dusche reichen ihnen, wenn sie übernachten müssen. Viele aber kommen mit der ersten Fähre und verschwinden mit der letzten, um gegebenenfalls am nächsten Tag zurückzukehren und mit ihrer Arbeit fortzufahren.

In ihrem winterlichen Rückzug mögen die Insulaner nicht gestört werden. Über Generationen haben sie sich an den jahreszeitlichen Rhythmus gewöhnt. Mittlerweile scheint er sogar in ihren Genen angelegt zu sein. Aber was nützt das, wenn aus der übrigen Welt Bedrohlichkeiten die Ruhe stören? Zwar gibt es aus Glysumer Sicht durchaus Geschehnisse in der Welt draußen, die Rätsel aufgeben und eine Meinung oder gar Entscheidungen erforderlich machen. Doch das passiert eher selten. Zuletzt etwa war in den

Medien von einer gefährlichen Lungenkrankheit berichtet worden, deren Erreger den Sprung von China nach Europa geschafft haben sollen. Von einer möglichen Epidemie war die Rede, die auch zum Tod führen könne.

Die Menschen von Glysum vertrauten ihrer Insellage und gaben sich zuversichtlich. Ihr ruhiges Leben würde noch eine Weile vorhalten. Erst kurz vor Ostern sollte es mit den Pflichten zur Gastlichkeit wieder ernst werden, wenn die Schulferien im Land beginnen würden. Bis dahin blieben noch ein paar Wochen. Wahrscheinlich, so hofften die Insulaner, werde sich die Aufregung um die Krankheit, die den kryptischen Namen Sars-Cov-2 erhalten hatte, bald legen.

Die Welt tat ihnen nicht den Gefallen. Ende Februar nahmen die den Gesundheitsbehörden gemeldeten Krankheitsfälle rapide zu. In Norditalien wurden Städte abgeriegelt. Die Nachrichten in den Medien erinnerten an Überlieferungen aus Zeiten, als die Pest über Europa hinweggezogen war und auf Jahre hinaus den Menschen millionenfachen Tod beschert hatte. Die deutsche Bundesregierung richtete einen Krisenstab ein. Ähnliches passierte in anderen Ländern. Man war alarmiert. Anfang März sprach die Weltgesundheitsorganisation schon von tausenden Todesfällen.

Walko Eggers, Bürgermeister der Inselgemeinde Glysum, erhielt am fünften März einen Anruf von Landrat Arne Ricken. Eggers, einst ein sportlicher Mann, nun etwas füllig mit Halbglatze und hoher Stirn über einem oft geröteten Gesicht, war nicht überrascht. Er hatte damit gerechnet, dass man sich in den Ämtern über den kommenden Urlaubsverkehr Gedanken machen würde.

Ricken bemühte sich erst gar nicht um eine diplomatische Formulierung. »Kollege«, sagte er sachlich, »du weißt sicherlich, dass an der ganzen Küste und auf den Inseln der Urlaub abgesagt werden muss, falls sich die Epidemie bei uns weiterentwickelt.«

»Soviel ich weiß, sind hier im Norden noch keine Fälle aufgetaucht«, hielt Eggers dagegen.

»Das ist nur eine Frage der Zeit.« Ricken zog die Nase hoch. Er hörte sich etwas nasal an. »Ich weiß von mehreren Leuten, dass sie gerade im Urlaub sind, und wo, kannst du dir denken. Nicht alle werden gesund

heimkommen.«

»Wo sind die? Ich höre nur, Italien will die Grenzen schließen.« Eggers dachte an mehrere Leute aus Glysum, von denen er wusste, dass sie zum Wintersport gefahren waren.

Ricken schniefte wieder. »Schiurlaub zum Beispiel oder Sonne tanken auf den Kanaren. Könnte ich jetzt eigentlich auch gut gebrauchen. Aber unter diesen Umständen ...«

Eggers sagte nichts. Worauf wollte der Landrat hinaus?

»Sind von Glysum auch Leute im Süden?«, fragte der.

»Ja sicher, zum Schifahren in den Alpen.«

»Und woanders?«

»Möglich.«

»Wir werden sehen.« Offenbar wollte Ricken das Gespräch beenden. »Es wird wohl Entscheidungen geben. Von oben. Ich rechne damit, dass die Beherbergung von Urlaubern zu Ostern ein Problem wird.«

Das war der Satz, den Walko Eggers am meisten fürchtete. Er konnte darauf wetten, dass er damit nicht der einzige war, weder auf Glysum noch auf den Nachbarinseln.

* * *

Das Gästehaus Telken im Osten des Dorfes hatte drei Dachdecker aufgenommen, die im westlichen Ortsteil ein Gästehaus neu eindeckten. Sie teilten sich eine der sieben Wohnungen, die sonst an Feriengäste vermietet wurden. In der Urlaubssaison waren die meisten Wohnungen regelmäßig von Urlaubsgästen belegt. Viele unter ihnen kamen seit Jahren und reservierten jeweils ein Jahr im Voraus. Auch in der Vor- und Nachsaison mieteten sich gerne Gäste ein. Das Haus galt als sauber, gastlich und zum Strand hin günstig gelegen. Von der ersten Märzwoche an erwartete die Besitzerin Katrin Telken die ersten Urlauber. Seit Jahren verbrachte eine Frau im März vier Wochen ihres Jahresurlaubs auf der Insel. Inzwischen hatte sie die Fünfzig überschritten, eine nette Frau, wie Katrin fand, unaufdringlich und sauber. Außer ihr hatte sich ein älteres Ehepaar angemeldet, das ebenfalls jedes Jahr zu dieser Zeit kam, der besonderen Ruhe wegen, wie beide betonten.

Katrin Telken saß mit einer Tasse Kaffee in ihrer Küche und wunderte sich über ihre gelöste Stimmung. Bis zu ihrem 65. Geburtstag im Januar hatte sie sich mit der Frage herumgequält, ob sie noch eine Saison lang das Gästehaus führen oder verkaufen wollte. Doch dann war sie am Morgen aufgewacht und hatte unerwartet den Impuls verspürt »weiterzumachen«, wie sie sagte. Als sie diesen Entschluss ihrem Freund und Lebensgefährten Herbert Kamann während des Frühstücks mitteilte, reagierte er wenig erfreut. Er hatte nach vielen zweiflerischen Gesprächen damit gerechnet, dass seine Gefährtin sich zum Verkauf durchringen würde. Schon länger fand er, dass die Führung des Betriebs, wie er das Gästehaus nannte, ihnen beiden und insbesondere Katrin nicht mehr guttat.

Nach dem Hirnschlag im letzten Sommer hatte sie Monate gebraucht, um wieder zu alten Kräften zu finden. Hin und wieder machten sich die Folgen noch bemerkbar. Es war auch für andere zu beobachten, dass sie bisweilen verlangsamt redete und nicht sicher war mit ihrem linken Arm und der Hand. Sie sei eben auf dem Weg ins Alter, meinte Herbert, um sie zu trösten, und sie habe alle Rechte, dies zu akzeptieren. Er selbst im Übrigen auch, fügte er dann hinzu, er würde ja bald Siebzig werden. Und das sei weiß Gott Grund genug, weniger Verantwortung zu tragen. Aber wenn Katrin ihren Betrieb doch weiterführe, würde er sie nicht im Stich lassen. Schließlich hätten sie beschlossen, zusammen zu bleiben.

Katrin führte gedankenvoll die Tasse zum Mund. Die Befürchtung, Herbert könne dennoch zu seinem Sohn und den Enkeln ziehen, war nicht wirklich aus der Welt. Es war schon einmal so weit gekommen. Aber dann war er zurückgekehrt, als Svenja alle in Angst und Not versetzt hatte und plötzlich verschwunden war. Und nun hat sich alles anscheinend eingerenkt. Svenja, ihre fünfjährige Enkelin, hatte sich offenbar vom Verlust ihrer Mutter erholt. Sie redete und plapperte, als hätte es ihre unselige Sprachblockade nicht gegeben. Vielleicht vermochte sich ein Kind tatsächlich vom Tod der eigenen Mutter zu erholen. Die Zeit heile alle Wunden, hieß es. Aber sie, Katrin, die Mutter der Verstorbenen? Wenn ein Kind vor den Eltern stirbt, ist das immer eine Tragödie. Der Gedanke schmerzte unverändert.

Vom Ende des Küchentischs klingelte das Handy. Katrin stand auf, um nach dem Gerät zu greifen.

»Mila hier, hallo Frau ... entschuldige, Katrin natürlich ...«

»Ist schon gut, Mila, schön, dass du anrufst. Wie geht es dir?«

»Ich bin wieder in diesem Stress drin, Arbeitsamt und so.«

»Mila, du weißt doch, dass du hier willkommen bist.«

»Ja, ich weiß. Ab wann wäre das denn?«

Katrin zögerte mit der Antwort. Nach der Bemerkung über Stress mit dem Arbeitsamt ließ sich vermuten, dass Mila schon vor Ostern nach Glysum kommen wollte, um nicht länger von der Arbeitslosenunterstützung abhängig zu sein.

»Arbeit haben wir bereits vor Ostern, aber ich weiß nicht, ob das eine Anstellung schon trägt. Vieles hängt auch vom Wetter ab.«

»Das habe ich mir gedacht.« Mila klang enttäuscht. »Alina vom Pflegedienst hat mich gefragt, ob ich ihre kranke Kollegin vertreten will. Sie hat sich den Fuß gebrochen, sagt Alina.«

»Ja, das stimmt, Irene hat sich den Fuß gebrochen.« Das ist die Lösung, warum war sie nicht selbst auf die Idee gekommen? Mila ist doch gelernte Pflegekraft. Dann könnte sie zusätzlich im Gästehaus mithelfen. »Frag doch Alina, ob du eine Vertretungsstelle bekommen kannst. Im Gästehaus wirst du auf jeden Fall gebraucht, aber vorerst nur stundenweise, und dann sehen wir, wann du voll einsteigen wirst. Du kannst auch wieder bei mir wohnen.«

»Ja, ich glaube, so geht das.«

»Gut. Ich habe gehofft, dass du wieder kommst. Es freut mich.«

Einen Moment lang war Stille in der Leitung. »Mich auch«, sagte Mila. »Ich melde mich, Tschüss.«

Freut sie sich wirklich?, dachte Katrin, als sie die Verbindung beendete. Sie sah zur Balkontür, die zum Entlüften offenstand. Bald würde sie, wie in jedem Frühling, Blumen in die Kästen pflanzen und das Geländer zum Erblühen bringen. Ihre Freude darauf wurde unterbrochen, denn eine Erinnerung meldete sich unversehens. Svenja hatte nach Monaten der Sprachblockade ihren ersten vollständigen Satz gesagt: »Du sollst Mila nicht schimpfen!« Katrin schmunzelte. Sie hatte gerade die Blumen gegossen und dann war ein Ärger mit Mila gewesen. Wieswegen? Es fiel ihr nicht ein. Aber sie hatte die Hilfskraft zurechtgewiesen. Und plötzlich hatte das Kind in der Balkontür gestanden, seine Augen anklagend, als hätte sie einen Pakt mit

Mila geschlossen. Ja, die beiden hatten einen besonderen Draht zueinander, keine Frage. Und nicht lange danach war Svenja von der Bildfläche verschwunden. Es hatte Mila gebraucht, um sie erst nach einem Tag zu finden. Immer noch regte sich ein ungutes Gefühl in ihrem Inneren. Sie wollte es nicht wahrhaben, aber es war so, sie schämte sich. Sie hatte Mila die Schuld am Verschwinden des Kindes gegeben. Das war sehr ungerecht gewesen, aber Eifersucht kann blind machen. Bei diesem Gedanken wurde ihr heiß. Sie stand auf, es gab noch einiges im Büro zu erledigen.

* * *

Ursprünglich hatten sie in dem kleinen Garten außer Stauden auch Gemüse und Kräuter gezogen. Rechts neben der Hauswand, wo die Sonne bis mittags hin schien, gediehen immer noch Salbei und Rosmarin. Und an der Ecke ein großer Busch Lavendel, den Falk im Herbst sorgsam zurechtschnitt, damit er im Folgejahr wieder seine blühende Pracht entfaltete. Aber mittlerweile beschattete eine Silberpappel, zwei Schwarzerlen und eine ausladende Weide den größten Teil des Gartens, der von Süden an das Häuschen grenzte. Die hölzerne Sichtschutzwand tat ihr übriges, dass kaum Sonnenlicht auf die magere Grasfläche fiel. Er hätte die Bäume vor Jahren absägen müssen, wenn er es jetzt täte, wäre das Ergebnis beinahe erschreckend. Oder befreiend? Einerseits bildeten sie eine grüne Wand, die neugierige Blicke abwehrte, im Sommer wenigstens. Andererseits, wenn das Laub gefallen war, degenerierten sie zu einem Gerippe aus hellen und dunklen Ästen, die in den Garten hingen wie Finger eines Ungeheuers, das nach den menschlichen Bewohnern greifen würde, wenn es so weit wäre. Nach ihm und Hedda. So hatten sie das nicht geplant, als sie das Häuschen gekauft hatten. Das war lange her, vor mehr als dreißig Jahren. Voller Tatendrang hatten sie es selbständig renoviert und ihm ein neues Gesicht gegeben. Er wäre gerne immer noch stolz darauf. Wo war die Freude an dem Häuschen und überhaupt am Inselleben geblieben?

Damals hatte es noch nicht so viel Urlaubsvolk hierher verschlagen, auch nicht im Sommer. Oder täuschte er sich und war mit dem Alter nur empfindlicher geworden – gegen das Wesen Mensch, sein massenhaftes

Aufkommen, wenn das Fährschiff sich entlud und die Leute mit Hund, Kind und Kegel in den Ort strömten. Hedda hatte es zum Glück richtig eingeschätzt: Hier im Ostteil, unweit der Salzwiesen und den Schutzzonen, verlief sich das Getümmel. Und Dünen gab es gleich nebenan. Anfänglich waren die eher bedrückend gewesen, direkt vor dem Hauseingang, die sandige Hügelwelt mit ihrem struppigem, zerzausten Bewuchs und am unteren Rand die wilden Hundsrosen, um die sich keiner kümmern mochte. Aber dann hatten die Dünen ihre schützende Seite gezeigt, denn die Nordwinde erreichten kaum das Haus. Mit seinem niedrigen Dach duckte es sich wirksam weg. Die Baumeister vor 150 Jahren hatten sehr wohl darauf geachtet, dass ein Haus die Stürme aushalten konnte. Soweit möglich sollten die Winde darüber wegblasen. Das funktionierte sehr gut. Und weil die Pappel und die Erlen nun so hochgewachsen waren, mussten alleine sie den Winden standhalten. In den Herbstnächten, wenn die Stürme Fahrt aufnahmen, rauschte und knirschte es beinahe ununterbrochen in ihren Ästen, wenn sie klagend ein Recht auf Leben einforderten.

Das Anrufsignal seines Handys weckte Falk aus seinen Gedanken. Er griff in die Tasche der von Gartenarbeit geweiteten Jeans. »Ginther,« sagte er kurz.

»Falk-Hermann«, hörte er Alina, deren Stimme einen leichten Anflug von Aufregung mit sich brachte. »Es wird etwas später. Ist das in Ordnung?«

Das war nicht überraschend. Alina musste die Arbeit von zweien stemmen. Irene, die andere Schwester, würde lange ausfallen, hatte Alina gesagt. »Wieviel später?« Falk hatte es nicht eilig, aber Hedda konnte ungeduldig werden.

»Ich weiß noch nicht. Vielleicht eine viertel oder halbe Stunde.«

»In Ordnung, bis nachher.«

Falk wurde von Alina mit seinem ganzen Vornamen Falk-Hermann angesprochen, aber seit er denken konnte, war er einfach Falk. Warum sie das tat? Er wusste es nicht, aber er wehrte sich nicht dagegen. Seinen vollen Namen aus dem Mund der Krankenschwester zu hören, gefiel ihm, wie wenn sie etwas an ihm wahrnahm, was ihm bisher entgangen war, was ihn im übertragenen Sinn ganz machen konnte. Aber ganz werden, überhaupt dies für möglich zu halten, gehörte dorthin, wovor all sein Wissen, seine

zweifelndes Suchen Halt gemacht hatten.

Er hörte Heddas Klopfen ans Fenster. Sie beobachtete ihn wohl schon eine Weile. Nachdem er im letzten Jahr alle Türen im Haus hatte verbreitern lassen – welch schlimme Drecksarbeit war das gewesen! – konnte sie selbständig jedes Zimmer im Haus aufsuchen. Falk drehte sich, um mit einem Blick zu zeigen, dass er sie gehört hatte. Der Tag war mild, die leichte Bewölkung ließ der Sonne viel Raum zu scheinen. Sobald Alina sie versorgt hätte, würde er Hedda einen kleinen Spaziergang vorschlagen. Er könnte sie bis zum Hauptweg vor dem Deich schieben und vielleicht noch ein Stück abseits nach Osten. Hedda mochte die Begegnung mit Leuten nicht. Aber jetzt im März waren wenige Menschen unterwegs, am ehesten Leute, die etwas in den Häusern zu tun hatten. Hedda deutete mit ihren Augen an, er solle zu ihr kommen. Ein wenig hob sie die rechte Hand vom Seitenteil des Rollstuhls.

»Ich komme«, sagte er laut Richtung Fenster.

Hedda war noch beim Fenster zum Garten, als er ins Haus kam. Neben dem Rollstuhl hatte sich Peggy breit gemacht, der treu ergebene zehnjährige Border Colli. Durch die offene Tür am Ende des Flurs konnte Falk sie beide sehen. Hedda blickte zu der Hündin hinunter. Ihre sauber gescheitelten, dunkelblond gefärbten Haare bildeten fast einen Vorhang vor dem blassen Gesicht und seinem ebenmäßigen Profil, das einst so klar geschnittenen war, als sei es einer Radierung von Leonardo da Vinci entsprungen. Aber nun war es eingefallen und knochig und hatte viele kleine trockene Falten.

»Alina wird sich etwas verspäten«, rief er, bevor er vor der Stube ins Bad abzweigete, wo er die Hände waschen wollte.

»Ich warte schon eine Weile«, hörte er Hedda sagen. Eine schlichte Feststellung, auf die sie keine Reaktion erwartete.

Falk stand in der Badezimmertür und schaute, die Hände mit einem Tuch abtrocknend, um die Ecke. »Was hältst du davon, die Bäume doch abzusägen. Es wäre wie ein symbolischer Akt.«

Seine Frau wandte den Kopf und sah ihn nur an. Ihre dunklen Augen, in deren einstiges Leuchten sich Falk verliebt hatte, waren schmal, als wollten sie sich in ihre Höhle zurückziehen. Was konnte er dem Blick entnehmen? Dass sie nicht verstand, was er mit »symbolisch« meinte? Oder dass es ihr

egal war, sowohl das Symbolische als auch das Absägen oder die Bäume überhaupt. Er hängte das Handtuch an den Haken, trat in die Stube und setzte sich Hedda gegenüber auf das Sofa. Auf ihre Bitte hin hatte er ihr am Morgen den dunkelblauen Wollpulli mit den aufgenähten roten Blümchen aus dem Schrank geholt. Sie hatte darauf bestanden, ihn selbständig überzuziehen, was ihr aber nur mit seiner Hilfe gelungen war. Er mochte den Pulli, auch wenn er nun ein wenig zu breit an ihr herunterhing. Peggy stand auf und streckte sich ausgiebig, um sich in der Erwartung neben Falk zu setzen, dass sie gestreichelt werde. Wie automatisch erfüllte er ihr den Wunsch, wobei er spürte, wie unbequem das Sofa war. Vor drei Jahren hatte er es aufpolstern lassen, weil Hedda das Aufstehen immer schwerer gefallen war. Nun konnte sie sich nicht mehr selbständig erheben

»Ich glaube, mehr Licht würde nicht schaden«, sagte er.

Sie schwieg weiterhin. Ihr Blick und die leicht gehobenen Brauen verrieten aber, dass sie seinen Vorschlag bedachte.

»Wir werden wieder die Sonne vermissen.«

»Es wird zu heiß. Ich vertrag das nicht mehr.« Das klang, als ob sie um Nachsicht bat, auch wenn er mit seiner Kritik recht haben mochte.

»Ich kann einen Sonnenschirm vor das Fenster stellen, einen großen, viereckigen, den man kippen kann, dann wird es hier drinnen nicht so heiß.« Er hatte das vor einem Jahr schon mal vorgeschlagen, wahrscheinlich auch das Jahr davor.

Hedda schaute noch einen Moment ausdruckslos und wandte dann den Blick ab. Das tat sie in letzter Zeit oft. Vielleicht ist sie nachher kontaktfreudiger, wenn Alina bei ihr gewesen war, dachte Falk. Ohne weitere Worte ging er in die Küche und setzte sich an den Tisch unterhalb des schmalen Fensters. Seine Linke wollte in gewohnter Bewegung nach dem obersten Band des Bücherstapels greifen, der sich auf dem Tisch türmte. Doch hielt er inne, es würde ihm schwer fallen sich zu konzentrieren. Er schaute durch die halb geöffnete Jalousie auf den schmalen Zuweg, wo Alina auf ihrem Hollandrad bald aufkreuzen müsste.

Peggy stand schwanzwedelnd in der Tür, die Augen fragend auf Falk gerichtet.

»Du darfst gleich raus«, sagte er im Ton eines Vaters zu seinem Kind.

»Wenn Alina kommt.« Die Hündin schien dies zu verstehen, denn sie drehte sich um und trottete in Richtung Eingangstür.

Aber die ambulante Pflegerin ließ auf sich warten. Falk trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Seine Gedanken gingen ihren Weg. Wie so oft bemühten sie sich um die Behauptung eines sinnvollen Lebens, um Falks Lebensphilosophie. Es war März, bald Frühling, immer wieder ein Eingang zu Möglichkeiten, jede Minute ein Augenblick, der in die Zukunft wies, aber leider noch mehr zur Endlichkeit, denn mit jedem Tag verknappte sich die Lebenszeit. Was blieb, war Sorge, der Kern und die entscheidende Konstante der Existenz, des eigentlichen Selbst angesichts des Lebens zum Tode hin. Konkreter als in den letzten Jahren konnte er dies kaum erfahren, da Hedda um einen Rest Leben kämpfen musste. Seine Sorge war längst zur Fürsorge geworden, worin sein Leben immer mehr aufging. Sandra und Peer, ihre beiden Kinder, hatten ihr eigenes Leben, und er wünschte ihnen, dass sie sich um sich selbst kümmern konnten, um ihre persönliche Zufriedenheit und ihr Dasein in der Welt. Aber Sandra, die zwei Jahre älter war als ihr Bruder, mochte Falks Wunsch nicht. In der Krankheit ihrer Mutter sah sie eine eigene Verpflichtung, als müsste sie einen Teil ihres Lebens dafür hergeben. Er war überzeugt, man dürfe die Fürsorge für andere nicht gegen die Sorge um sich selbst setzen. Immer noch beschäftigte es ihn. Einst hatte er sich an einer Doktorarbeit versucht. Damals war er Referendar an einem Gymnasium gewesen, hatte philosophische Seminare besucht und die Fragen der Existenz beackert. Er war nicht zu einem erfolgreichen Abschluss gekommen. Wohl ein Ausdruck dessen, was Existenz im Kern bedeutete. Und nun? Es ließ ihn einfach nicht los. Doch Sandra fand, er nehme das alles zu ernst. Sich um jemanden sorgen sei doch ganz normal, das sei eben menschlich, sagte sie. Sie verstand nicht, dass es eine tiefe, grundlegende Bestimmung der Sorge geben musste, eine, die aus dem Sein hervorgeht. Denn, so würde Falk es begründen, aus der Tiefe des Seins sich zu sorgen, hat überwältigende Folgen. Wenn die Menschen die zentrale, nämlich im Sein grundlegende Sorge begreifen könnten, würden sie weder gegeneinander kämpfen noch ihre Erde zugrunde richten. Für ihn war die gegenwärtige Philosophie keine Stütze mehr für die Menschheit. Vielmehr sah er sie in Dienst genommen durch eine herrschende Kultur der Beliebigkeit und

Selbstdarstellung. Es blieb nur eines übrig: Sich mit persönlichem Einsatz aus dieser Klammer der Alltäglichkeit zu befreien, auch wenn sie immer wieder von neuem zuschnappte.

Aus dem Augenwinkel sah er, dass sich Heddas Rollstuhl in die Tür schob. Er wandte sich ihr zu, während sie in der Öffnung anhielt und zu ihm schaute. Manchmal erschreckte es ihn, wie schmal sie geworden war. Der Pulli hing wie ein Sack an ihr.

»Die Vögel sind schon sehr aktiv«, sagte sie, für Falk überraschend klar und deutlich. Ihre Augen schwenkten zum Fenster. »Da kommt Alina.« Sie bewegte den Rollstuhl rückwärts, um Platz zu machen. Ein kurzer Blick zum Fenster bestätigte ihre Beobachtung. Ruckartig schob er seinen Stuhl zurück, der laut über den Fliesenboden schrammte. Hedda verzog den Mund, als er an ihr vorbei ging.

* * *

Welcher war der Moment des größten Schreckens? War es, als sie die Doppelbilder sah und die Taubheitsgefühle in den Fingern hatte? War es, als sie in medizinischen Fachbüchern nach einer Diagnose forschte? Oder war es, als die Ärztin die Verdachtsdiagnose äußerte und sie in die neurologische Ambulanz überwies? War es als sie die endgültigen Worte im Arztbrief las: Multiple Sklerose? Dieselben Gedanken immer wieder. Energielos sah Hedda zur Decke des Badezimmers, während Alina ihren Oberkörper trockenrieb. Sie tat dies vorsichtig, beinahe zärtlich, als liege darin eine heilsame Kraft. Als sich beider Blicke trafen, glitt ein sanftes Lächeln über Alinas Gesicht. Sie kam zweimal in der Woche, da Hedda sich nicht selbstständig pflegen konnte. Medizinisch gesehen sollte dieser Krankheitsschub vorbei sein. Aber er hatte sich in ihren Nerven festgekrallt, kein gutes Zeichen. Überhaupt nicht! Bedeutete das die Entscheidung darüber, wie die Krankheit weiter verlaufen wird? Weit endgültiger als die neurologische Diagnose im Sommer vor dreißig Jahren, als Hedda in die Schar der unheilbar Kranken aufgenommen worden war.

»So«, sagte Alina einen Tick zu fröhlich. »Nun bist du wieder sauber, und du riechst gut.« Ihr polnischer Akzent hatte etwas sympathisch Unbeholfenes

an sich. Sie warf das Handtuch in den Wäschekorb und griff nach den Kleidungsstücken. Hedda beobachtete die Bewegungen ihrer Helferin, Handhabungen, die für sie nie mehr möglich sein würden. Am Nachmittag erwartete sie die Physiotherapeutin, mit der sie zum tausendsten Mal Bewegungen üben würde. Neuerdings mussten auch die Schließmuskeln trainiert werden. Das könne sie auch selbständig versuchen, hieß es. Das stimmte wohl, und sie probierte es hin und wieder auch. Aber die Spasmen in den Armen zu kontrollieren, erschien als vergebliche Mühe. Jedes Mal, wenn sie ihre Aufmerksamkeit darauf lenkte, spürte sie die Verkrampfung bis in den Kopf hinein. *Resignation ist die Niederlage der Zuversicht.* Früher war sie oft wütend gewesen, manchmal richtig zornig, und sie hatte geglaubt, daraus Kraft zu beziehen für den notwendigen Trotz, um so gegen die Krankheit zu kämpfen und dagegen, dass der Körper seine eigenen Funktionen lahmlegte. *Der Körper*, nicht mehr ihr eigener. Mental ließe sich der Krankheitsverlauf durchaus beeinflussen, besagten die Empfehlungen zur Selbsthilfe. Aber die Erfahrung lehrte Hedda etwas anderes. Es bleibt keine Hoffnung mehr übrig, nicht einmal mehr die sekundenlangen Hoffnungsfetzen, die sie früher beim morgendlichen Aufwachen ermuntert hatten. Sie haben sich im unaufhaltsamen Fluss seelenloser Hilflosigkeit aufgelöst.

»Du bist so still. Was machen deine Gedanken?« Alina hatte sie angezogen. Nun schaute sie ihre Patientin mit großen braunen Augen an, den Kopf ein wenig gebeugt.

«Sind wir schon fertig?»

»Ja. Und ich muss leider auch schon los.«

»Kein Kaffee mehr?«

Alina schüttelte geknickt den Kopf. Ein bisschen wie Abschied, dachte Hedda. Wie lange würde ihr noch zum Leben bleiben?

»Meine Kollegin hat sich den Fuß gebrochen. Und ich muss ihre Arbeit mitmachen. Habe ich dir das nicht erzählt?«

Doch hatte sie. »Schade.« Hedda nickte traurig. Alina brachte immer gute Laune mit, die wie frische Luft durch das dumpfe Haus fegte. Sie schob die angelehnte Tür des Badezimmers ganz auf, nahm vom Haken um die Ecke ihre graue Daunenjacke und verkündete schon halb aus der Tür: »Aber, wie es aussieht, kommt bald eine Aushilfe.«

»Doch du kommst weiter zu mir?« Hedda merkte, wie ängstlich sie klang. Alina kehrte in die Türöffnung zurück. »Ich weiß nicht, ob das klappt. Im Moment ist viel zu tun. Noch immer ist Winter, richtig doof.«

»Bitte!«

Alina zögerte mit einer Antwort. »Falls sie die Pflege hier übernimmt, werde ich am Anfang mit ihr kommen. Mila heißt sie, und sie ist sehr nett. So jetzt muss ich. Tschüss.« Ein weiteres »Tschüss« erklang Richtung Küche. »Bitte lass' den Hund vor die Tür, wenn du gehst«, rief Falk. »Mach ich«, kam prompt die Antwort. Dann fiel die Außentür ins Schloss. Hedda hatte keine Lust, das Bad zu verlassen. Resigniert senkte sie den Kopf.

* * *

Bislang war Svenja der Meinung, dass ihr Vater Hannes nur einmal verheiratet sein konnte, und zwar mit ihrer Mutter. Die war aber nicht mehr am Leben, was für das sechsjährige Mädchen nur schwer zu akzeptieren war. Das sonderbare Gefühl, ihre Mutter könne in der Nähe sein, hatte sie manchmal immer noch. Allerdings waren die Träume von ihrer Mama weniger geworden, und in dem Haus auf der Düne, wo Svenja sie im vergangenen Jahr vergeblich gesucht hatte, war Mama längst nicht mehr. Das letzte Mal, als sie die Mama im Traum getroffen hatte, lag schon eine Weile zurück, so um ihren sechsten Geburtstag herum. Die Mama war wieder über eine Blumenwiese gelaufen und hatte gewunken. Als sie das zum ersten Mal geträumt hatte, hatte sie Mila davon erzählt, und die hatte gesagt, der Mama gehe es gut. Das stimmte sicherlich. Mila kannte sich mit Träumen aus. Papa sprach nicht von seinen Träumen. Beim letzten Mal hatte sie auch ihm davon erzählt, wie die Mama über die Blumenwiese gelaufen war. Aber er hatte so ernst geguckt. »Das ist bloß ein Traum, das weißt du, oder?«, hatte er streng gesagt. »Ja klar«, hatte sie geantwortet. Hatte sie etwas falsch gemacht? Sollte sie nicht mehr träumen? Aber dagegen kann sie doch nichts machen! Die kommen ja von selbst. Vielleicht war er so komisch, weil die Mama immer noch in ihren Träumen auftauchte. Oder hatte er Angst, dass sie wieder verschwinden würde, um die Mama zu suchen. Sie hat doch eingesehen, dass Träume nicht so genau stimmen

müssen – und dass die Mama nicht mehr am Leben war. Mama war auf dem Bahnsteig vor den Zug gefallen, so war es gewesen, und Svenja war dabei gewesen. Und dann hatte sie geschrien und geschrien, bis sie keine Stimme mehr hatte. Danach hatte sie nicht mehr sprechen können. Etwas Schweres wie Steine hatte das Sprechen hinunter gedrückt. Das wusste Svenja inzwischen wieder alles. Der Zug hatte so furchtbar laut gequietscht. Da war die Mama gerade auf das Gleis gefallen. Das Quietschen wollte Svenja nicht mehr hören. Es hatte so weh getan, als es in dem Keller wieder auftauchte. Aber dann hatte Mila sie endlich gefunden. Ja, Svenja wusste wieder alles, es tat manchmal sehr weh.

Vielleicht war Papa so komisch, weil er jetzt eine Freundin hatte. Kürzlich hatte er Svenja gefragt, ob sie Julia mochte. Das war nach dem Besuch im Zoo gewesen, wo er Julia einen Kuss gegeben hatte. Sie hatten wohl geglaubt, Svenja wäre zu sehr mit den Pinguinen beschäftigt, aber sie hatte es gesehen! Julia war ganz nett, sie tat halt sehr nett – und lieb. Aber sie war schon ziemlich erschrocken gewesen, als Svenja ihr gesagt hatte, sie esse den Apfel so, nämlich indem sie hineinbiss. Julia hatte den Apfel schälen und in Stücke schneiden wollen. Mama hatte immer in den Apfel gebissen, und nun hatte Svenja einen Mund, der groß genug war, um in den Apfel hinein-zubeißen. So schmeckte ein Apfel am besten. Papa hatte gelacht. Was war denn daran so lustig? Julia hatte dann auch gelacht, wahrscheinlich Papa zuliebe, und gesagt, ja, so geht das auch.

Oma Erika kam dreimal in der Woche, um Svenja am Nachmittag vom Kindergarten abzuholen, die anderen Male tat das der Papa. Oma Erika kochte gut, meistens Nudeln oder Brei, zum Beispiel Grießbrei mit Honig. Und sie las oft vor. Letzte Woche hatte Julia sie einmal vom Kindergarten abgeholt. Papa hatte gesagt, Oma Erika habe keine Zeit, und Julia würde es gerne tun. Und dann hatte Julia Svenja nach Hause gebracht und ihr aus einem Buch vorgelesen, das sie noch nicht kannte, bis der Papa nach Hause kam, und dann hatte Julia gekocht. Svenja hatte ihn gefragt, ob er nun Julia heiraten wolle, weil sie nun kochte, und er ihr einen Kuss gegeben hatte. Er hatte ein bisschen gelacht und gefragt: »Findest du, ich sollte sie heiraten?« Das wisse sie nicht, hatte Svenja gleich gesagt. Beim Schlafengehen, als der

Papa zum Gute-Nacht-Sagen bei ihr am Bett gesessen hatte, war Svenja plötzlich traurig geworden. »Was hast du?«, hatte der Papa gefragt. Svenja hatte nicht gewusst warum und mit den Schultern gezuckt. Dann war der Papa gegangen. Svenja hatte es doch gewusst, es war ihr nur nicht gleich eingefallen: Er hätte doch Mila heiraten können. Die Mama hätte nichts dagegen. Am nächsten Morgen war Julia beim Frühstück dabei gewesen. Und Papa hatte gesagt, Julia habe Lust, an Ostern nach Glysum mitzufahren, wenn er und Svenja Oma Katrin besuchen wollten. »Fahren wir nach Glysum?«, hatte Svenja erfreut ausgerufen. »Ist Mila auch da?« Der Papa hatte die Stirn gerunzelt. »Das weiß ich nicht«, hatte er gesagt. »Aber wir fahren ja Oma besuchen, oder?«

Svenja malte keine Häuser mehr. Lieber spielte sie mit Legosteinen. Lena, ihre Freundin im Kindergarten, spielte genauso gerne mit Legosteinen, und zusammen bauten sie alles Mögliche. Aber zu Hause baute Svenja bevorzugt an Ställen für ihre Ponys. Die Figuren lagen dann neben ihr auf dem Boden des Wohnzimmers. Sie hatten alle einen Namen. Damit sie sich nicht langweilten, sang Svenja ein Lied aus dem Kindergarten. Weil es Freitag war, hatte der Papa sie abgeholt und ihr angeboten, zum Abendessen für jeden von ihnen eine Pizza Margarita in den Backofen zu schieben. Dagegen gab es nichts einzuwenden. Sie hörte Papa aus der Küche reden, weil er telefonierte. Erst klang er besorgt, später lachte er. Meistens war er so gelaunt wie früher, bevor die Mama den Unfall gehabt hatte. Natürlich war das so wegen Julia, aber er hat schon viel früher zu Svenja gesagt, es freue ihn sehr, dass sie wieder sprechen und lustig sein konnte. Jetzt kam er aus der Küche und sagte in sein Handy: »Dann Servus, bis Morgen. Ich freu mich.« Er drückte einen Knopf auf dem Handy und schaute mit breitem Lächeln zu Svenja hinunter. »Das wird ein Stall für die Ponys«, erklärte sie bedeutsam und zeigte auf halb gebaute Seitenwände. »Das wird sie freuen«, sagte er. »Die Pizzen sind fertig. Kommst du dann bitte.«

Die Pizza schmeckte wirklich gut. Schnell war sie aufgegessen, und Svenja wollte wieder zu ihrem Bauwerk. Papa Hannes aber schaute sie ernst an. Was ist denn passiert, er hat doch vorhin noch gelacht!, dachte sie ein bisschen erschrocken. Er wollte etwas sagen, was ihm anscheinend schwerfiel. »Vielleicht wird der Kindergarten ein paar Tage geschlossen, oder auch

länger. Keiner weiß es.« Er rückte seinen Stuhl näher zu Svenja, die neben ihm an der Längsseite ihren Platz hatte.

»Ist das wegen der blöden Krankheit, die von den Bergen kommt?«

»Wie kommst du darauf, dass sie von den Bergen kommt?«

»Weil Lena gesagt hat, ihre Mama hat gesagt, dass viele Menschen krank werden, weil ein paar blöde Schiläufer sich angesteckt haben. Die sind nun hier und stecken andere an.«

Hannes konnte sein Schmunzeln nicht ganz vermeiden. »Ja, das stimmt. Aber die Krankheit kommt von weit her, von der anderen Seite der Welt, und nun ist sie hier gelandet, weil die Menschen hin und her fahren, nicht nur zum Urlaub in die Berge.«

»Und was kriegt man dann, wenn man krank wird?«

»Das ist so ähnlich wie Grippe, Halsschmerzen, Husten, Fieber und so.«

Svenja war empört. »Und deswegen soll der Kindergarten zugemacht werden? Das haben wir doch fast dauernd.«

»Na ja, jetzt übertreibst du ein bisschen. Aber weißt du ...«, Hannes holte tiefer Luft, »wir wissen noch nicht, wie gefährlich die Krankheit wirklich ist. Es ist nämlich keine richtige Grippe, wahrscheinlich etwas Schlimmeres.«

Svenja bekam Angst. »Muss ich dann sterben, wenn ich das kriege?«

Hannes schüttelte den Kopf »Nein, du ganz bestimmt nicht. Eher ältere Leute, die leichter krank werden oder schon anders krank sind und dann noch mehr krank werden.«

»Sowie Oma Erika und Oma Katrin?«

»Ja vielleicht.«

»Dann müssen wir auf sie aufpassen.«

»Ja«, sagte Hannes, »das müssen wir.«

* * *

Die Fahrt nach Glysum war aufregender als Mila erwartet hatte. Sie fühlte sich schon nervös genug, weil sie nicht mehr sicher wusste, was sie in den Koffer gepackt hatte. Schwer genug war er ja. Sie hatte nicht mehr die Zeit gehabt, den Koffer zu öffnen und den Inhalt zu überprüfen, da Daryna sie drängte fertig zu werden. Auf dem Weg zum Bahnhof fing Daryna wieder

davon an, dass die Corona-Epidemie bereits in Hamburg angekommen und es nur eine Frage der Zeit sei, bis sie die Küste erreichen würde. Und dann? »Dann bist du auf der Insel eingeschlossen«, behauptete sie. Auf dem Bahnsteig heulte Daryna, als Mila den Zug bestieg. Begab sie sich denn auf eine lebensgefährliche Reise? Endlich fuhr der Zug, und ihre Nervosität wich, um sie dafür ratlos zu machen: Hatte sie sich richtig entschieden?

Im Bremer Hauptbahnhof, wo sie umsteigen sollte, erfuhr sie, dass der Anschlusszug aus betriebstechnischen Gründen ausfiel. Als es nach drei Stunden Wartezeit weiter ging, saß sie mit einem unzufriedenen alten Herrn im Abteil, der vor Wut über die Verspätung schier platzte. Am Bahnhof, wo sie den Zug verließ, war der Zubringerbus zum Fährhafen längst abgefahren. So musste sie ein Taxi nehmen. Während der Fahrt rief sie Katrin Telken an, um von der Verspätung zu berichten. Diese sagte zu, sich um ein Boot zu bemühen, das Mila abholen würde. Die Dämmerung war weit fortgeschritten, als Sie am Riemersieler Hafen ankam. Mutterseelenallein stand sie mit ihrem Koffer an der Pier und wartete. Es ist wie verhext, dachte sie, alle guten Geister hatten sich von ihr abgewendet. Sie schaute nicht mehr auf die Uhr, es nützte ja nichts. Doch endlich fuhr ein halbgeschlossenes Motorboot in den Hafen. Leider tuckerte es an ihr vorbei und verschwand im Dunkeln. Mila fror, der Wind, der auf Nord gedreht hatte, war kalt geworden. Zitternd zog sie das Handy aus der Tasche. Sie fürchtete, es werde wenig Sinn haben, weiter auf ein Boot zu warten und wollte ein Taxi bestellen, das sie von dem gottverlassenen Ort zu einem Hotel bringen würde. Da kam eine Gestalt aus der Dämmerung auf sie zu gelaufen. »Mila«, hörte sie rufen, »Mila, warum bist du nicht am Bootshafen?« Es war Katrin Telken, die etwas außer Atem geraten war. »Wo ist das denn?«, fragte Mila schuld-bewusst. Aber Katrin hatte offenbar keine Lust zu Erklärungen. »Komm«, sagte sie nur. Mila fühlte sich immer mutloser. Den Koffer hinter sich herziehend bemühte sie sich, mit ihrer alten und wohl neuen Chefin Schritt zu halten. Das Boot schwankte merklich, als sie an Bord stieg. Der Bootsführer griff nach dem Koffer und hievte ihn herüber. Im funzeligen Licht der nach hinten offenen Kabine sah er mit seinem weißen Vollbart und der dunklen Wollmütze aus wie der Seebär schlechthin. »Das ist Jens«, sagte Katrin. Wortlos löste der Mann die Leinen und stellte sich vor das Steuer. Aus dem

Hafen kommend nahm das Boot Fahrt auf. Schon begann es tüchtig zu schlingern. Im Rhythmus des Wellengangs spritzte Gischt gegen die Frontscheiben. Die beiden Frauen, die vor dem eisigen Wind halbwegs geschützt an Jens Seite standen, hielten sich angestrengt am Gestänge der Kabine fest. Gleichwohl wirbelte Wind Mila ins Gesicht und ließ ihre Haare um den Kopf flattern. Ihre Beine zitterten vor Anspannung. Sie hörte Katrin etwas rufen. Davon verstand sie nur »heißen Tee.« Ja, danach und einem warmen Ort war ihr mehr der Sinn als alles auf der Welt.

Obwohl die unstete Fahrt kaum zwanzig Minuten dauerte, erschien sie doch viel länger, und Milas Erleichterung war unbeschreiblich, als das Boot am fahl beleuchteten Bootssteg des Glysumer Hafens anlandete. Jens stützte die Frauen beim Ausstieg. Katrin atmete hörbar durch, als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Sie fahre sonst nur mit der Fähre, erklärte sie, während Jens den Koffer aus dem Boot hob. Er habe etwas gut bei ihr, sagte sie ihm zum Abschied. Er nickte nur und wandte sich der Vertäuerung zu. Katrin fasste Mila am Arm. »Komm, ich bin mit dem Rad und der Wippe da.« Sie zeigte ein Stück voraus. Im auffrischenden Wind fielen ein paar Regentropfen.

»Vielen Dank, dass du mich abgeholt hast, das war meine Rettung«, sagte Mila. »Schon gut«, meinte Katrin schwerer atmend. Das Fahrrad mit der angekoppelten Wippe stand an die Parkstange neben der Wartehalle gelehnt. Sie forderte Mila auf, ihren Koffer dort hineinzulegen. Auf dem Weg zum Gästehaus Telken marschierte Mila mit kräftigem Schritt neben der fahrenden Katrin her. Die Verlässlichkeit der Beine, ja des ganzen Körpers zu spüren, tat ihr gut. Ob sie sich an Herbert erinnere, fragte Katrin. Er habe Schnupfen und sollte deswegen bei dem garstigen Wetter zu Hause bleiben. Und Mila meinte, ja, das sei eine Zeit, in der man krank werden könne. Und nun käme diese gefährliche Epidemie, Corona heiße sie, fuhr Katrin fort. Da müsse man noch viel mehr aufpassen. Sie wisse gar nicht, ob überhaupt Gäste auf die Insel kommen dürften, wenn sich dieses Corona ausbreitete. Es gebe ja schon viele Tote, habe sie gehört. Mila bestätigte, ja davon würden jetzt die Nachrichten bestimmt, und auch deshalb habe sie kurzfristig entschieden, den Pflegejob auf Glysum anzunehmen. So sei es sicher am besten für sie, meinte Katrin, das würde fürs Erste zum

Auskommen reichen. »Dann sehen wir weiter«, fügte sie an. »Du kannst auf jeden Fall bei uns wohnen.« »Danke«, sagte Mila aufrichtig. »Ganz vielen Dank«.

»Schon gut, du hilfst mir doch auch.«

* * *

Was war mit ihm los? Hannes hatte sich zur Mittagspause zwei Leberkäse-Semmeln gekauft und sich auf eine Bank im nahen Park zurückgezogen. Auf der Wiese vor ihm saßen Sonnenhungrige auf ausgebreiteten Anoraks, die sie angesichts der ersten Frühlingswärme ausgezogen hatten. So durcheinander hatte er sich lange nicht gefühlt. Am ehesten damals, als er Helga kennen gelernt hatte und die Klausuren zum Semesterende beinahe nicht bestanden hätte. Diese Märztag e fühlten sich unreal an. Sonnenschein, Temperaturen nahe zwanzig Grad und eine offene Zukunft, jetzt, da Julia sich entschieden hatte, sein Angebot anzunehmen. Sie wolle aber sicher gehen, hatte sie gesagt, dass Svenja sie nicht grundsätzlich ablehnte. Natürlich war ein Vorbehalt nicht ganz aus der Welt zu schaffen, das verstand Julia und zeigte sich deswegen auch nicht enttäuscht. Aber, das hatte sie mehrfach betont, seit das Thema im Raum stand, mit ihm und Svenja zusammenzuleben sei eine andere Welt, ein anderes Leben als ihr bisheriges. Jetzt noch könne sie sich in ihre Wohnung zurückziehen, wann immer sie dies brauche, obwohl sie in den letzten Wochen mehr bei ihm als in den eigenen vier Wänden gelebt habe.

Und er, Johannes Lechner, genannt Hannes, wie Helga vor 17 oder 18 Jahren kurzerhand seinen Namen eingekürzt hatte. Was wollte er? War er so sicher, mit Julia zusammenleben zu wollen? Die Frequenz ihrer Anwesenheit in seinem und, das schien zuletzt selbstverständlich zu werden, Svenjas Leben hatte unübersehbar zugenommen. Sein Freund Alexander hatte kürzlich gefragt, wann er mit seiner Freundin zusammenziehen würde. So einfach sei das nicht, hatte er geantwortet und dafür ein ironisches Lächeln eingefangen. Svenja, der er vorgeschlagen hatte Julia einzuladen, mit ihnen in die Osterferien auf die Insel zu fahren, hatte erschrocken reagiert, gerade so, als könne das nur unglücklich enden. Da war ihm in anderer Weise bewusst

geworden, was es bedeutete, eine neue Lebenspartnerin zu haben. Sie würde den Platz seiner verstorbenen Frau einnehmen! Sollte er darauf verzichten, Julia zum Besuch auf Glysum einzuladen. Was würde außerdem Katrin, seine Schwiegermutter, zu einer neuen Frau an seiner Seite sagen? An sich gab es an Julia nichts auszusetzen, aber Glysum war das Territorium der Telken-Familie, gewissermaßen tabugeschützt. Svenja sprach wenig von ihrer Mutter, aber an Weihnachten, als sie Oma Katrin besucht hatten, war ihm aufgefallen, wie oft sie bei Spaziergängen von Erinnerungen an ihre Mutter erzählt hatte.

Hannes hatte eine der Semmeln gegessen, für die zweite spürte er keinen Appetit mehr. Er hielt sie unschlüssig in der Hand und schob sie schließlich in die Tüte zurück. Unweit von ihm, auf dem Hauptweg, spazierte eine ältere Frau. Sie hatte einen bunten Schal vor Mund und Nase gebunden. Halb versteckte Gesichter sah Hannes immer öfter. Auch er müsste sich um einen Mund-Nasen-Schutz kümmern. Für Einkäufe in Geschäften wird so ein Ding sicherlich zur Vorschrift werden. Er spürte Unruhe aufkommen. Nervös strich er sich über den stacheligen Dreitagebart. Julia meinte, er dürfe ruhig einen gepflegten Bart wachsen lassen. Der würde ihm gut stehen, er habe ein Bartgesicht. Dabei hatte sie gelacht, »so wie die Burschen auf der Alm«, hatte sie gesagt. Helga hatte Bärte verabscheut. Wenn es weiter keine Probleme gab, dachte er, und die Sorge meldete sich wieder: Würden sie überhaupt nach Glysum fahren können? Die Virus-Erkrankung breitete sich offenbar schnell aus. Es erschien absehbar, dass ein großer Teil des öffentlichen Lebens von Präventivmaßnahmen betroffen sein würde, nicht nur der Kindergarten, dessen Leiterin geschrieben hatte, ab Montag müsste er schließen. Wie lange? Vielleicht eine oder zwei Wochen, hieß es. Was machte er dann mit Svenja? Einige Arbeiten würde er online erledigen können, aber wahrscheinlich nicht alles, was seine Verantwortung umfasste. Seine Mutter Erika hatte schon zugesagt, gegebenenfalls sich mit ihm in Svenjas Betreuung abzuwechseln. Sie würde täglich mit der S-Bahn in die Stadt kommen und, wenn sein Vater einverstanden wäre, auch zur Not bei ihnen übernachten.

Ein kurzer Blick auf seine Armbanduhr rief ihn in die Gegenwart. Er wurde in der Firma zu einer Besprechung erwartet. Fast gleichzeitig ertönte das Anrufsignal seines Handys. Im Display stand der Name seiner

Schwiegermutter. »Hallo Katrin«, grüßte er in sachlichem Ton. »Hannes«, sagte sie gleich, brauchte aber einen Moment, um ihr Anliegen zu artikulieren. »Ich rufe wegen dieser Epidemie an. Es sieht so aus, als ob der Landkreis darüber entscheiden wird, wer überhaupt über Ostern auf die Insel kommen darf. Urte sagt, nur noch Insulaner werden sich hier aufhalten können. Alle anderen müssen dann von der Insel.«

Hannes antwortete mit einem erschrockenem »Oh«, obwohl er selbst schon etwas dergleichen für vorstellbar hielt. Urte, die Intimfreundin seiner Schwiegermutter, war aber womöglich voreilig. »Und woher weiß sie das?«

»Ihre Tochter arbeitet in der Gemeindeverwaltung. Da bleibt nichts geheim. Außerdem reden hier schon alle darüber.«

Eigentlich war das klar. Ohne Feriengäste war kein Geld zu verdienen. Aber krank werden wollte ja auch niemand. »Willst du damit sagen, dass wir dich zu Ostern nicht besuchen können?« Auch wenn er Enttäuschung in seine Stimme legte, war ihm die Absage des geplanten Besuchs nicht ganz unrecht. Svenja würde allerdings sehr frustriert reagieren. Und folglich müsste das mit einem Ferienprogramm kompensiert werden.

»Ihr gehört zur Familie.« Katrin zögerte. »Vielleicht lässt sich damit eine Ausnahmeregelung erreichen. Wollt ihr auf jeden Fall kommen?«

Nun war es an Hannes zu zögern. Er musste eine klare Entscheidung treffen. »Ja, eigentlich schon. Svenja freut sich schon längst.«

»Vielleicht klappt das. Ich werde mich erkundigen.«

»O.k, vielen Dank. Dann müssen wir zusehen, dass wir uns nicht anstecken.« Noch niemand hat sich hier angesteckt, soviel er wusste. Das ist so unwirklich, beinahe zum Lachen.

»Ja, tut das. Tschüss.«

Hannes steckte das Handy in die Jackentasche und machte sich eiligst auf den Weg. Lieber bliebe er, um sich ebenfalls auf der Wiese zu entspannen. Wird die Welt hysterisch oder wird es ernst mit der Epidemie? Wie lange wird man ein Sonnenbad im Park noch genießen dürfen? Im halb verglasten Verwaltungstrakt der Firma angekommen begegnete er Julia vor dem Aufzug. Am Morgen noch hatte sie ihre naturblonden Haare zum Pferdeschwanz gebunden. Nun fielen sie offen über die Schulter und umrahmten ihr ebenmäßiges Gesicht, aus dem bemerkenswert blaue Augen schauten.

»Es wird Zeit, wo bleibst du denn?«, sagte sie in ihrer milden Art mit zärtlich kritischem Augenaufschlag. Noch immer war er nicht sicher, ob dies einen Vorwurf oder eine Liebeserklärung ausdrückte. Sie hatte ihm einmal, als er es wissen wollte, versichert, dass sie es nicht übermäßig kritisch, eher nett, ja, allenfalls ein bisschen kritisch meinte, aber nur ein bisschen. Mit Helga wusste er immer, woran er war. Er sollte langsam aufhören, die beiden miteinander zu vergleichen. Während der kurzen Fahrt im Aufzug standen sie nebeneinander. Sie hatte eine eng sitzende schwarze Hose und einen blauen Mohair-Pullover an. Er nahm ihre Hand, und kurz bevor sich die Tür öffnete, gab sie ihm einen Kuss. Auf dem Weg zum Sitzungszimmer berichtete er von seinem Gespräch mit Katrin. Sie antwortete wenig beeindruckt, angesichts der vielen Menschen, die in Italien an der Krankheit schon gestorben seien, rechne sie sowieso mit harten Einschränkungen des öffentlichen Lebens. Womit sonst könne eine Epidemie gestoppt werden? Aber, meinte sie zärtlich lächelnd, solange sie bei ihm sein könne, ließe sie sich gerne einschränken.

* * *

Die Märzsonne schien direkt auf den Schreibtisch, als Walko Eggers aus der Sitzung mit Sabine Volkers kam. Sie hatte in ihrer Zuständigkeit für die finanziellen Belange der Gemeinde und die Kurbeiträge aus Planungsgründen um die Unterredung gebeten. Es werde wegen des zu erwartenden Beherbergungsverbots erhebliche Ausfälle in der Besteuerung geben. Ja sicher, das war ihm klar, seit sich die Epidemie nicht aufhalten ließ. Offiziell sprach man inzwischen von einer Pandemie. Aber was gab es da zu planen? So recht waren Eggers und Volkers nicht weitergekommen. Sie mussten mit ihren Berechnungen vorerst abwarten, wie lange die Reiseeinschränkungen gelten würden. Genauso wie alle auf der Insel, die die Einnahmen aus dem Gastgewerbe für ihren Lebensunterhalt und die Investitionen brauchten. Von den schwierigen Aussichten merklich benommen kam er in sein Büro zurück. Dort empfingen ihn amtliche Bekanntmachungen, die ihn keineswegs beruhigten. Nur wenige Minuten saß er vor dem Bildschirm seines Computers. Dann stand er wieder ungeduldig auf,